

Predigt über Jeremia 29, 1.4-7.10-14

An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hängten wir an die Weiden dort im Lande. Denn die uns gefangen hielten, hießen uns dort singen und in unserm Heulen fröhlich sein: „Singet uns ein Lied von Zion!“ Wie könnten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande? Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.

Herr, vergiss den Söhnen Edom nicht, was sie sagten am Tage Jerusalems: „Reißt nieder, reißt nieder bis auf den Grund!“ Tochter Babel, du Verwüsterin, wohl dem, der dir vergilt, was du uns angetan hast! Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert. (Psalm 137)

Dieser Psalm, dessen letzte Verse man für gewöhnlich nicht mitliest, ist in seiner Mischung aus Trauer, Verzweiflung und ohnmächtiger Wut eine gute Beschreibung der Stimmung unter den Israeliten, die König Nebukadnezar von Babylon aus Jerusalem und Juda in die Hauptstadt seines Reiches hatte deportieren lassen, ins babylonische Exil. Nebukadnezar ist uns vertraut als Nabucco aus *Giuseppe Verdis* gleichnamiger Oper, und der berühmte Gefangenchor ist eine kongeniale Vertonung der Klage der Israeliten. Fern der Heimat zu sein, nicht nach Hause gehen zu können, ist ein Gefühl, das heute unter uns nur noch ganz wenige Menschen kennen: Ich denke zuerst an diejenigen, die Deutschland im Dritten Reich aus politischen oder, wie man damals sagte, aus rassischen Gründen verlassen mussten, soweit sie das überhaupt noch konnten, und dann auch an die, die in der Folge des von Hitler angezettelten Krieges ihre Dörfer und Städte in den damaligen Ostgebieten verloren haben. Für die Israeliten vor zweitausendfünfhundert Jahren kam noch etwas Entscheidendes hinzu: Sie konnten ihre Gottesdienste nur in Jerusalem im Tempel feiern. Und Gottesdienste zu feiern war für sie damals anders als für uns heute von geradezu existentieller Bedeutung, lebensnotwendig. So hatten sie nicht nur ihre Heimat verloren, sondern zugleich, so mussten sie zumindest glauben, auch ihren Gott, die Grundlage ihres Lebens. Dass dies nicht so war, lernten sie erst viel später zu verstehen, als auch das Exil eine andere Bedeutung für sie gewann.

Trauer, Verzweiflung, ohnmächtige Wut, in dieser Situation schreibt der Prophet Jeremia, der in Jerusalem zurückgeblieben war, der israelitischen Gemeinde in Babylon einen Brief, in dem es heißt:

So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, zu den Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen: Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte; nehmt Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet. Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl. Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.

Suchet der Stadt Bestes – also kein Kindermord an den Neugeborenen der Babylonier, sondern ganz im Gegenteil. Einrichten sollen sie sich in Babylon, für siebzig Jahre, wie der Prophet weiter schreibt, und siebzig Jahre sind eine lange Zeit, drei Generationen oder ein Menschenleben lang. Nicht: Grenzt euch ab, bleibt unter euch, macht euch nicht die Hände schmutzig, arbeitet nicht mit den Babyloniern zusammen, sabotiert, wo immer ihr könnt;

nicht als Fremde in der Fremde das Fremde beklagen, sondern: Lebt dort, habt die Zukunft im Blick. Baut Krankenhäuser, Heime für Kinder und Alte, die nicht nur euresgleichen offen stehen sondern auch den Menschen, in deren Stadt ihr lebt. Es stimmt ja: Wenn in einem Gemeinwesen Gerechtigkeit und Frieden herrschen, dann geht es auch den Bürgern gut, und zwar vielen oder sogar allen. Wir wissen heute, dass sich die Empfänger des Briefes an die Worte des Propheten gehalten haben. Aus den verzweifelten Gefangenen wurde eine blühende Exilsgemeinde, es gab große jüdische Firmen in Babylon, die einen schwunghaften Handel betrieben. Und die ersten Synagogen, die wahrscheinlich in Babylon entstanden, legen Zeugnis davon ab, dass die Israeliten alles andere als gottverlassen waren, dass das sehr wohl möglich war: Jerusalem nicht zu vergessen und doch des Herrn Lied singen in fremdem Lande, voller Zuversicht. Wie gut, dass die Rachephantasien keine Wirklichkeit geworden sind! Sie sollen es niemals werden.

In diesen Wochen am Ende des Kirchenjahres gehen unsere Gedanken zurück zu unseren Verstorbenen. *Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir*, so beginnen viele unserer Trauerfeiern, ein Wort aus dem Hebräerbrief, das uns daran erinnert, dass wir auch dort, wo wir uns bestens eingerichtet haben, eigentlich nur zu Gast sind, *siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig*. Das Bewusstsein dafür ist in den letzten Jahrzehnten gewachsen, gar nicht so sehr aus religiösen Gründen, sondern weil wir inzwischen dazu gezwungen sind, darüber nachzudenken, wie wir unsere Erde, die Dörfer und Städte, in denen wir wohnen, einigermaßen anständig an die nächsten Generationen weitergeben können, nachzudenken darüber, wie sich das Zusammenleben verschiedener Traditionen und Kulturen friedlich und wenn möglich sogar fruchtbar gestalten soll, und das in einer Umgebung, die tatsächlich vielen von uns immer fremder wird. So geht es uns anders und zugleich doch auch ähnlich wie den Israeliten in Babylon: ein Leben lang an einem Ort, der uns nicht gehört.

Suchet der Stadt Bestes – ob wir uns wohl überhaupt darauf verständigen können, was das eigentlich heißt? Die Epistel aus dem Epheserbrief bedient sich einer durchaus militärischen Metaphorik aber das Ziel ist ein anderes, nämlich bereit zu sein, *einzutreten für das Evangelium des Friedens. Nach dem Maße menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens ... für Recht und Frieden zu sorgen*, wie es in der *Barmer Theologischen Erklärung* von 1934 heißt, ist nach evangelischer Auffassung die Aufgabe des Staates. Dafür haben Christen wie alle anderen Staatsbürger auch zu arbeiten. Ob diese anderen das aus der gleichen Motivation heraus tun wie wir, das soll dabei unsere erste Sorge nicht sein. Messen werden wir unseren und jeden anderen Staat daran, ob er Recht und Frieden schafft, nach innen und nach außen, und darin werden wir ihn nach besten Kräften unterstützen. Auf der Suche nach Bundesgenossen können und sollen wir dabei ziemlich weit gehen, wie Jesus in der Bergpredigt sagt. Den Brief des Propheten Jeremia an die Exilsgemeinde in Babylon lese ich als eine Ermutigung – und als einen vehementen Aufruf zu politischem Engagement. Damit ist nicht gemeint, dass Politiker unbedingt Christen sein müssten, aber es bedeutet umgekehrt, dass wir Christen politische Menschen sein sollen.

Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, schreibt Jeremia am Ende seines Briefes. Das war – noch in Babylon und später dann im Rückblick – die Erfahrung, die Quintessenz des Exils: Gott liebt, fordert, und er schenkt Zukunft, auch in der Fremde. Babylon ist die Aufgabe – Jerusalem bleibt die Hoffnung.

Amen.